Haus und Welt

Violoncell

Wie glücklich war doch die Stunde,
Als sie mit sorglicher Hand
Den Draht von der Flasche löste
Und draus ein Ringlein wand.

Sie bot Gutenacht einem jeden,
Mir gab sie den Schatz heraus;
Ein Ruck der Freude durchfuhr mich,
Und jubelnd ging ich nach Haus.

Und nachts, dann denke ich manchmal,
Wie konnte es nur geschehn:
So viele saßen am Tische,
Nur mich hat sie ausersehn.

Sie gab mir so sorglos das Ringlein,
Ein launiges Ungefähr.
Drauf trennten wir uns für immer,
Sie dachte daran nicht mehr.

Und gerade, wenn ich schon glaube,
Es sei jetzt alles verjährt,
Dann fühl ich, wie mich berauschend
Ein Ruck der Freude durchfährt.

Der Ring ist zu klein geworden,
Er schnürt meinen Finger wund —
Ich liebe ihn drum nicht minder:
Er tut mir noch alles kund.

Die Aufforderung zum Tanz

Neulich saßen wir im Nebenzimmer des Theater-Restaurants beisammen. Wir hatten von Carl Maria von Weber gesprochen und uns ausnahmsweise einmal nicht gestritten, weil wir in unserem Urteil, — „Urteil?" — Nein, dazu waren wir zu klein, in unserer Verehrung für diesen Meister alle einig waren. Wohl unter dem Eindruck des Gesprochenen griff der Kapellmeister einige Akkorde, aus denen wahrscheinlich die „Aufforderung zum Tanz" geworden wäre, wenn wir ihn nicht gebeten hätten, weiterzuspielen.

„Schade," meinte der unter uns weilende Maler. „Das Stück erinnert mich so lebhaft an meine Bohemezeit. Ich hätte es gern wieder einmal gehört."

„Wieso?" — „Erzählen!" — „Doch sicher eine Liebesgeschichte?" — „Und eine interessante natürlich!" — „Los!" — „Erzählen!" — So schwirrte es durcheinander.

„Wenn ihr wollt — meinetwegen! Aber ich sag es euch gleich: Ihr werdet enttäuscht sein."

„Na, — wenn schon! — Nur erzählt!"

„Also. — Die Geschichte spielt in der goldenen Jugendzeit, da die Leere des Geldbeutels meist nur noch durch die des Magens zu übertreffen war; ausgenommen vielleicht während weniger Tage nach dem Ersten. — Eines Tages hatte ich einmal einige Zeichnungen für ein Buch verkauft und ein paar Goldfüchse dafür eingenommen. So konnte ich bei mir selber und meinen beiden besten Freunden Mäzen spielen. Gemeinschaftlich erstanden wir uns für mein Geld auf einer Versteigerung einen ganzen Hausrat, aber nur Kompetenzstücke, von wegen dem Gerichtsvollzieher, und richteten uns im fünften Stock eines alten Rumpelkastens ein. Das Schönste an unserer Wohnung war die Aussicht auf Stuttgart und die Berge und — ihre Billigkeit. Unser chronischer Dalles fiel in der Baracke mit ihren ausgefransten Treppenstufen auch nicht weiter auf, denn so bunt zusammengewürfelt ihre Bewohner auch waren, Eines hatten sie doch alle gemeinsam: den Mangel an Ueberfluß. Trotz alledem verbrachten wir doch schöne Stunden da oben. Wir arbeiteten fröhlich, heckten [illegible] und Dummheiten aus, unterhielten uns manchmal auch über ernste Dinge und des Abends waren wir um Gesellschaft nie verlegen. Teils einzeln, teils in Horden erschien die Korona, dann wurde gemeinschaftlich Kassensturz gehalten und entsprechend dem Ergebnis getafelt. Die meiste Zeit alkoholfrei, allerdings nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Einmal haben wir aber doch sogar Bowle getrunken. Einmal! — Dünn war sie zwar, aber gut!

So waren wir auch eines Abends zusammen. — Da tönten ganz unverhofft dünne, zarte Töne an unser Ohr, die von einem altersschwachen Klavier aus dem Stock unter uns zu kommen schienen. Wir lauschten aufmerksam. — Es stimmte: Da unten spielte jemand die „Aufforderung zum Tanz".

Wenn man Künstler ist und jung dazu, arbeitet die Phantasie beim geringsten Anlaß. Nun gar bei einem so außergewöhnlichen! In unserem Armenhaus ein Klavier! Wer mochte wohl an Stelle der jüngst verstorbenen schwindsüchtigen Näherin da eingezogen sein? Es fehlte nicht viel und wir wären uns aus Eifersucht wegen der schönen Unbekannten in die Haare geraten. Denn daß die Klavierspielerin jung, blendend schön und natürlich unglücklich war, unterlag keinem Zweifel. Nur Eines war uns nicht klar: Wie kam dieser Engel in unsere baufällige Knallbude? Und die zweite Frage: Wie konnten wir ihn aus dieser seiner unwürdigen Lage erlösen?

Unsere Enttäuschung war groß, als uns am anderen Morgen auf der Treppe ein altes weißhaariges Frauchen begegnete, mit einem asthmatischen Schnauzer an der Leine, das uns der Hausverwalter als die neue Mieterin bezeichnete.

Unser Interesse für die Nachbarin von unten wäre unter solchen Umständen jedenfalls bald erloschen, wenn uns nicht eine sonderbare Eigenheit von ihr aufgefallen wäre. Jeden Abend um neun Uhr spielte sie die „Aufforderung zum Tanz". Niemals irgend etwas anderes. Zuerst machten wir unsere Glossen darüber, bis es uns einmal schien, als hätte das alte Weibchen nach beendetem Spiel leise geweint. Man hörte in dem alten Kasten ja jede Kleinigkeit von Stock zu Stock. Nun gesellte sich zu der Neugierde noch die Teilnahme. Welche Bewandtnis mochte es wohl mit dem Spiel der alten Dame haben?

Sie war aber nicht sehr zugänglich. Immerhin konnten wir ihr im Laufe der Zeit manchmal in irgend einer Weise behilflich sein und so zunächst ihre oberflächliche Bekanntschaft machen, die ein paar Leckerbissen für den Hund dann intimer gestalteten. Schließlich waren wir gute Freunde geworden, und namentlich mich schien die alte Dame besonders ins Herz geschlossen zu haben, seit ich einen Gassenjungen, der einen Stein nach ihrem Hund geworfen, tüchtig die Rückseite gegerbt hatte.

Ich fragte sie deshalb eines Tages geradeheraus nach des Rätsels Lösung.

Ein feines Rot stieg in ihre welken Wangen. Sie wurde aber bald ihrer Verlegenheit Herr und sagte:

Sie sind ein braver junger Mann und werden sich über eine alte, einsame und etwas komische Frau nicht lustig machen. Da Sie mich danach fragen, werde ich Ihnen erzählen, was es mit dem Stück auf sich hat.

Es gibt im Leben oft seltsame Zufälle, die man sich nicht erklären kann. So ist auch das Musikstück, das Sie mich täglich spielen hören, so eng mit allen wichtigen Ereignissen meines Lebens verknüpft, daß ich ihm nach und nach eine Art Verehrung geweiht habe. — Glauben Sie an Ahnungen? — Nein? — Nun, Sie sind ja auch noch jung. — Also hören Sie:

Meine erste und reinste Erinnerung an das Stück ist die an das Musikzimmer in meinem Vaterhaus. Seine Fenster gingen auf die Allee, und durch die Hecke des Vorgartens sah ich öfters einen jungen stattlichen Offizier, der unserem Haus offenbar mehr Aufmerksamkeit schenkte, als allen anderen. Sie müssen wissen: Ich war damals achtzehn Jahre alt und hübsch; nicht so verrunzelt, wie heute. Als er mir zum ersten Male verstohlen zulächelte, hatte ich gerade die „Aufforderung zum Tanz" gespielt. Und der Ball, bei dem wir zum erstenmal zusammentrafen, war mit der „Aufforderung" eröffnet worden. Das erste Stück, das die Militärkapelle auf unserer Hochzeit spielte, ohne daß mein Mann es bestellt hätte, war die „Aufforderung"!

Als wir den ersten Streit in unserer Ehe gehabt hatten, — erst nach langer Zeit übrigens, — war ich verzweifelt auf mein Zimmer gelaufen, um mich nach Herzenslust auszuweinen. Nachdem der erste Schmerz vorüber, setzte ich mich an mein Instrument und ganz unwillkürlich griffen meine Finger die Akkorde meines Schicksalsstückes. Ein leises Geräusch ließ mich aufhören: Mein Mann stand hinter mir und zog mich sanft und zärtlich an seine Brust. Webers Komposition hatte uns ausgesöhnt ohne alle Worte. Und so ging es immer fort.

Viel, viel später, — es war 1870, — ich hatte schon graue Haare, — mein Mann und mein einziger Sohn standen bei demselben Regiment u ich war mit meinen Frauen- und Muttersorgen allein zurückgeblieben. — Ich verbrachte meine ganze Zeit mit dem Warten auf den Briefträger, ob die Feldpost mir nicht eine Nachricht von meinen Lieben brächte. — Das Instrument war verstummt, seit Wochen hatte ich keine Taste mehr berührt, es nicht einmal geöffnet.

Eines Tages trieb mich plötzlich eine unerklärliche Macht ans Klavier, und unwillkürlich formten sich unter meinen Händen die Klänge der „Aufforderung", die so viele schöne Erinnerungen in mir wecken und mich die bange Gegenwart etwas vergessen ließen.

Da schrillte die Flurglocke in mein Spiel. Ich stürzte an die Tür. — Ein Telegramm: — — Mein Mann und mein Sohn waren beide vor Spichern gefallen.

Nachdem ich im großen Krach der Gründerjahre den größten Teil meines Vermögens verloren hatte, ist es nach und nach einsamer um mich geworden. Nur mein altes Instrument und mein Hündchen sind mir schließlich noch treu geblieben. Ich bin eine alte Frau geworden, aber jeden Abend zu der Stunde, da ich damals das Telegramm erhielt, das mein ganzes Lebensglück zerschlug, zieht es mich zum Klavier, um wieder die Melodie zu hören, die mich durch meine glückliche Mädchen- und Frauenzeit geleitet hat." — — — — —

Seit ich meinen Freunden die Erklärung nacherzählt hatte, lauschten wir immer mit stiller Andacht den dünnen Tönen des Instrumentes. Ein schweres Frauenschicksal war da plötzlich unserem jugendlichen Leichtsinn gegenübergetreten. Wenn wir auch kaum darüber sprachen; der Gegensatz hatte doch Eindruck auf uns gemacht. Die alte Dame war seitdem der Gegenstand unserer herzlichsten Teilnahme, auf den wir alle nur erdenkliche Rücksicht nahmen.

So ging die Zeit dahin, bis plötzlich einmal das abendliche Spiel verstummt war. Am dritten Tag fragten wir, von bangen Ahnungen erfaßt, nach dem Grund und hörten von der Nachbarin, welche die Pflege übernommen hatte, daß es mit dem alten Weibchen zu Ende ging. Ohne Schmerz und ohne Kampf wollte das ausgebrannte Licht erlöschen. Die letzte Wegzehrung hatte sie gläubigen und bußfertigen Herzens empfangen. Wir baten um die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen. Als wir ins Krankenzimmer traten, erhellte ein müdes liebliches Lächeln die faltigen Züge unserer greisen Freundin:

„Vielen Dank, meine lieben Jungens, für euren Besuch. — Der liebe Gott wird euch eure Teilnahme für eine alte Frau schon einmal lohnen. — Es freut mich, daß ich in meiner letzten Stunde noch einmal frische, frohe Jugend um mich sehen kann."

Wir suchten ihr die Todesgedanken auszureden, aber mit einem überlegenen Lächeln schüttelte sie langsam den Kopf, und während sie leise das Fell des alten Hundes streichelte, der an ihrem Bett stand und zärtlich ihren abgemagerten Arm leckte, sagte sie leise:

„Laßt nur gut sein, — das weiß ich besser. — Es ist ja auch Zeit für mich und wohlvorbereitet und mit Freuden gehe ich heim zu meinen Lieben. — Ich bin lange genug allein gewesen. — Aber wollt ihr mir noch einen großen Gefallen erweisen, den letzten Wunsch einer Sterbenden erfüllen? — Ja, bitte? — So spielt mir noch einmal, — zum allerletztenmal, — die „Aufforderung zum Tanz"."

Wir hatten zunächst einige Bedenken, ob wir diese Bitte erfüllen sollen, den Raum, in dem vor kurzem noch der allerheiligste Leib des Herrn geweilt, mit den profanen Klängen entweihen durften, aber dem flehenden Blick ihrer Augen, mit dem sie ihre Bitte begleitet hatte, konnten wir nicht widerstehen, und so setzte sich denn unser Musiker ans Klavier. Er spielte langsam, wie wir es von ihr selber immer gehört hatten, und mit der ganzen Kunst, die ihm damals schon zu eigen war. Ich habe ihn später, als er auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, kaum wieder irgend etwas mit derselben Andacht und Hingabe spielen hören, wie jenes Tags die „Aufforderung".

Mit verklärten Zügen, die mageren Hände selig über der Brust gefaltet, lauschte die Sterbende den zarten Tönen, während heiße Tränen langsam aus ihren matten, erlöschenden Augen perlten.

Und als der letzte Ton verklungen war, hob ein matter Seufzer ihre Brust. — Wir sprachen die Sterbegebete. — Es war zu Ende, — ihre Seele mit denen ihrer Lieben vereinigt. Gott schenke ihr die ewige Ruhe!

Still und trauernd, wie um die eigene Mutter fast, gingen wir nach unserer Bude zurück.

Die „Ausgewählte Stücke für Piano zu zwei Händen von Carl Maria von Weber" legten wir ihr in den Sarg, als wir sie in die kühle Erde betteten. Sie sollte den irdischen Tröster ihres Lebens auch im Grab nicht missen.

Ihren alten Hund nahmen wir zu uns und pflegten ihn treulich. Er überlebte aber seine Herrin nicht lange. Das Heimweh nach dem geliebten Frauchen schloß auch ihm bald darauf die treuen Hundeaugen.

Auf den Spuren des Gatten

„Die Sonne geht im Westen unter," sagte der Mann und steckte den Trauring in die Westentasche.

Die Ehefrau, listig und schlau, wie angeblich alle Frauen sein sollen, fand am nächsten Morgen das Symbol ewiger Treue in jenem nicht mehr ungewöhnlichen Behälter und sprach: „Du Lump, du." Er drehte sich auf die ominöse andere Seite und schnarchte melodisch. Da beugte sich die Gattin vorsichtig über den schlummernden Mann und — sei es, daß sie ihm einen herzhaften Morgenkuß geben wollte, sei es, daß sie nur feststellen wollte, ob er wirklich schlafe — genug, sie beugte ihr reizendes Antlitz zur Visage des Mannes hinunter und schnupperte, schnupperte tief und anhaltend: ein Brodem alkoholischer Düfte, gemengt mit kaltem Tabakgeruch, vermischte sich mit einem diskreten Parfüm, dessen Herkunft zweifelhaft blieb insofern, als die Ehefrau selbst Parfüm nicht benutzte und, wie sie wiederholt äußerte, nie benutzen würde, da nur Damen zweifelhaften Genres sich derartiger Mittelchen bedienen, ihrer Meinung nach.

„Ha, ich habe es mir doch gedacht," schäumte die Frau, kühn griff sie in des Mannes Rocktasche, suchte krampfhaft die Brieftasche, suchte eingehend alle Taschen des Anzuges ab, und als der Erfolg ein negativer wurde, riß ihr der bekannte letzte Geduldsfaden, und mit einem wilden Aufschrei ergriff sie eine Schüssel Wasser und, nicht achtend der blütend frisch bezogenen Betten, kippte sie das feuchte Naß über des Mannes Haupt.

„Wer spuckt hier?" brüllte der Mann und schnellte in den Kissen hoch. „Wo ist das viele Geld, das du gestern abend bei dir hattest?" rief sie. Da erst verflog des Mannes Mordsrausch. „Weg?" fragte er leise und verwundert. „Weg!" sprach sie drohend. Dann kletterte er aus dem wassernassen Bett und schlüpfte flugs in seine Kleider.

„Vier Visitenkarten, eine Photographie und ein Paß waren drin," seufzte der Mann. „Sooo?" sprach die Frau, „und 600 Mark nicht?" Der Mann starrte düster vor sich hin, rechnete an den Fingern nach und sprach schließlich gedehnt: „Da hat man mir doch 250 Mark geklaut!" Die Frau glaubte, der Mann sei noch nicht ganz nüchtern und die Zahlen verwirren sein Gehirn, darum fragte sie nochmals: „600 Mark, du Lump?" Doch er antwortete bestimmt: „Nein, 350 Mark habe ich . . . habe ich . . . ver . . . ver . . . borgt, Liebste" Aber die Frau schnitt jede Einwendung ab: „Versoffen kannst du höchstens 5 Mark haben, der Rest ist dir gestohlen worden, immer die Weiber, pfui Teufel, jetzt kommst du zur Polizei und meldest den Diebstahl."

Es gelang dem Mann, auf der Polizei glaubhaft zu machen, daß er 350 Mark versoffen habe und nur 250 Mark geklaut wären. Die Polizei glaubte leichter als seine Frau, die steif und fest an ihrer Meinung festhielt, höchstens 5 Mark könnten solch einen Mordsrausch verursachen, 595 Mark müßten gestohlen sein. Der Beweis sei die fehlende Brieftasche. „Ja", sagte der Mann sinnend, „daß die Brieftasche fehlt, ist doch sehr verdächtig."

Leicht mißtrauisch machte die fehlende Brieftasche die Polizei immerhin, und man entschloß sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Der Erfolg trat schneller ein, als Mann und Frau dachten, bereits war der Verbleib von 565 Mark einwandfrei nachgewiesen, er figurierte, verteilt auf sieben Lokale, einen Mann und fünf junge Damen, die 18 Stunden sehr flott und herzig gemeinsam verlebt hatten. Im achten Lokal stieß man auf einen kleinen Wirt, der lächelnd bereit war, die verpfändete Brieftasche gegen 34,50 Mark herauszugeben, ja, er müsse sogar um schnelle Begleichung der schuldig gebliebenen zwei Flaschen Sekt bitten . . . ja.

Die Ehefrau macht ein sehr langes Gesicht. Sie hat geschworen, ihr Mann bekomme nie und nimmer mehr den Hausschlüssel. Er hat aber schnell einen Schlosser beauftragt, ein Duplikat zurechtzufeilen. Bartolus.

Das Kindchen

Das Warten war heillos bedrückend. Peter warf die Zeitschriften, in denen er geblättert hatte, achtlos auf den Tisch und lief unmutig ans Fenster. Draußen glühte die Sonne auf dem Rasen und das Licht umspielte die Sträucher und Bäume, Kastanien und Fliederbüsche, des großen Gartens, der hinter dem alten verwitterten Krankenhaus lag. Diese Aussicht ins Grüne und ins Gewoge der Blätter und Blättchen mochte den Genesenden in den kahlen, weißgetünchten Sälen und Stuben, in den offenen Liegehallen, wie ein Blick ins Paradies sein, und ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung sogen aus dem Duft und aus den Farben, aus dem Rauschen der Wipfel, die der Wind sanft niederbog und neigte, aus dem vielstimmigen, lautreichen Gesang der Amseln, Maisen, Lerchen und Finken, ja selbst aus dem vorlauten, fröhlichen Gezwitscher der Spatzen, neues Leben.

Aber Peter, den oft die Natur berauschte und dem von Jugend an jeder Geruch in Wald und auf den Wiesen oder Feldern, das Verborgenste des kleinen geschöpflichen Lebens vertraut war, hatte heute für nichts Sinn. Er übersah das Geplätscher, Paddeln und Tauchen der Enten im Teich und das Getause einer jungen unbändigen Katze mit der Katzenmutter, die zu der Anstalt gehörte und die sich jetzt umsonst der Sprünge und des Knappens ihrer wilden, übermütigen Tochter zu erwähren suchte. Dumpf brütete Peter heute vor sich hin. Nur wenn auf den Gängen drinnen im Haus ein Schritt schallte, drehte er sich rasch nach der Tür um, und seine nachlässig gebeugte Gestalt straffte sich mit einer lauernden Gespanntheit, und sein flackernder, matter Blick wurde starrer und bestimmter. Wenn die Schritte ihn wieder und wieder enttäuschten und an der Tür des Besuchszimmers vorbeigingen, nachdem sie vielleicht gerade in diesem Augenblick quälend gestockt hatten, griff er sich vors bleiche Gesicht und atmete, langsam nach einem Stuhl tappend, wie unter dem Abdruck einer schweren, eisernen Hand, die sich drohend um seine Brust klammerte. So wartete er schon stundenlang und wurde nicht müde zu warten, obgleich er die letzten Nächte schon größtenteils durchwacht hatte. Er kannte bald jedes Fleckchen im Zimmer, alle schadhaften Stellen der einfach gemusterten Tapete und die helleren Teile des Fußbodens, wo der dunkelrötliche Belag erneuert war, die Mulden im Sofa, wo die altersschwachen Sprungfedern nicht mehr aufschnellen konnten, als sie eines Tages von dem Gewicht eines ruhebedürftigen, vielleicht ebenso geängstigten Menschen zum letzten Male zusammengedrückt wurden. Die Bilder an den Wänden, die nur Reproduktionen waren, hatte er alle fachmännisch geprüft, ob der Druck nichts an der Zeichnung und an der Farbe verdorben hatte. Auf dem runden, weißgedeckten Tisch mit dem geflochtenen Untergestell stand, von Prospekten, Heften und einigen Büchern belagert, eine hübsche, schmalhalsige Glasvase, in der ein paar Wollchrysanthemen täuschend nachgebildet steckten. Peter hatte daran riechen wollen, um den Karbolgeruch draußen auf den Gängen zu vergessen, als er hereingeführt wurde, und erst jetzt hatte er den schönen Betrug entdeckt. Der Tisch, das wacklige Sofa und außerdem zwei Korbsessel, das waren die einzigen Möbelstücke dieses Wartezimmers für besondere Besuche.

Einmal um die Mittagszeit, als eine Frau ihre Tochter heimholen kam, war Peter einige Straßen weit vom Krankenhaus in einen Gasthof geeilt, weil ihm ein junger Arzt geraten hatte, etwas zu essen, denn es konnte ja alles noch viele Stunden dauern. Vielleicht würde es Nacht und er müßte noch immer, vor Ungewißheit selbst krank, in diesem engen Zimmer sitzen und warten. Er hörte im Gasthaus nur mit halbem Ohr das fröhliche, überlaute Geschwätz seiner Tischnachbarn. Er würgte an den Fleischbrocken und konnte kaum schlucken. Er wollte kein Bier trinken, denn er fürchtete, daß es ihn wieder schläfrig mache. Der Frohsinn der Gesellschaft um ihn her verstummte bald bei seinem totenernsten Anblick. Man tuschelte und witzelte über ihn und fragte den Wirt nach dem seltsamen Gast aus. Der Wirt kam von ungefähr vorbei und redete ihn an. Er mußte zweimal zu reden anfangen, bis er eine Antwort bekam. Er fragte besorgt: „Ist Ihnen nicht wohl?" Peter dankte, bezahlte und ging schnell ins Krankenhaus zurück. Die Angst machte ihm Beine, daß er fast ins Rennen kam, und er grübelte dabei: „Wenn gerade jetzt alles geschieht, und er muß sich in der Stadt herumtreiben? Maria wird nach ihm rufen lassen, und er ist fort! Eine Schwester, mit der er schon in der Frühe gesprochen hatte, hielt ihn auf der Treppe an und tröstete ihn: „Das hat alles seine Zeit. Da muß man Geduld haben." Dann aber erschreckte ihn das tierisch hilflose Gebrüll einer Frau, und die Karboldämpfe peitschten seine erhitzte Phantasie mit den blutigsten Bildern. — Wie lange er schon wieder gewartet hatte, seit er über Mittag kaum eine Stunde fort war, wußte er nicht. Die Liegehallen im Garten wurden schon geräumt. Das Milchfuhrwerk vom Morgen kam durch die hintere Toreinfahrt zurück, und Peter sah zu, wie die weißen Schwestern aus der Küche Flaschenkörbe voll leeren Flaschen herbeitrugen. Die ersten Schatten des nahen Abenddunkel dämmerten bald über die Gartenwege und krochen an den Sträuchern und Bäumen hoch. Den Sessel ans Fenster gerückt, um noch etwas sehen zu können, blätterte Peter in den Katalogen und scheute sich, das Licht anzudrehen. Er betrachtete Bilder vom Schwarzwald und vom Bodensee, aus der Schweiz und aus den bayrischen Alpen.

Seine Gedanken kehrten in sein vergangenes Leben zurück, als er noch da und dort, an vielen der abgebildeten Orten mit Maria gemeinsam gelebt hatte. Damals trübte nie ein Streit oder auch nur eine heftige Meinungsverschiedenheit den Aufschwung ihrer Seelen. Gleiche Empfindungen, gleiche Ueberzeugungen ließen eines im Wesen des anderen ruhen, bis die Not mit ihren Spinnenfingern plötzlich in ihr Leben hineingriff und das schöne Gewebe, das ihre hochgestimmte Phantasie wie ein Märchen um sie gesponnen hatte, gewalttätig zerriß. Da fing das Elend an, mit der beiderseitigen Gereiztheit und mit all den Rücksichtslosigkeiten, mit den Anklagen und entnervenden Gemeinheiten häßlicher Auseinandersetzungen, wobei schließlich Tränen und Ausbrüche wütenden Geschreies die Frau, stumme Verbissenheit den Mann völlig erschöpften. Krank und aufgerieben vor Sehnsucht nach ein wenig Zärtlichkeit und Liebe, aber zu müde und hoffnungslos, mit anderen Menschen ein neues Leben anzufangen, die jungen Körper hager und blaß, blutleer und erkaltet von den täglichen, seelischen Qualen, krochen sie nachts, sich wärmend, zusammen und vergaßen in den Umarmungen, in der hektischen Sinnlosigkeit ihrer Sinne die Not ihrer stockenden Herzen. Aber von dem Tage an, als sie um das Geheimnis des Kindchens wußten, das sie zum Leben erweckt hatten, wurde ihr Gefühl von einer großen Welle des Gutseins aus der Gosse, wohin sie es geworfen hatte, aufgehoben und fortgetragen. Eine wunderbar keuscheLauterkeit war von nun an in ihr mLeben. Maria wurde gut in ihrer fraulichen Ohnmacht und mit dem Vertrauen eines unbefangenen Kindes entfaltete ihr Wesen auf einmal eine völlig neue Kraft der Hingebung, die auch Peter wieder aus seiner Gefühlsverstockheit frei machte. Er fing an, mit einer eigenen männlichen Demut um sie besorgt zu sein, half ihr bei allen häuslichen Handreichungen und war bemüht, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

Als er jetzt im Krankenhaus alles überdachte, besonders das viele Leiden, das sie umeinander litten, bereute er wieder jedes böse Wort und jeden schlimmen Gedanken, womit er sie so oft verletzt hatte. Sie war ja nie schlecht, sie war nur schwach und krank gewesen, und er war ein großer, dummer Junge, daß er sich so herzlos gegen sie benommen hatte. Die Schwester, die er schon kannte, öffnete während seiner schönen Versonnenheit leise die Tür und drehte das Licht an, einen Korb abzustellen. Sie war überrascht ihn zu finden, und rief: „Ach, da sind Sie ja noch! Das ist gut. Kommen Sie gleich mit mir." Peter zitterte wie ein Schulbub, der über einem schlimmen Streich ertappt wird, und konnte kaum ruhig mit den Füßen auftreten, als er mit der Schwester hinausging. Gleich darauf stand er vor dem Bett, wo Maria mit bleichen, abgehärmten, blutleeren Wangen, aber wie verzaubert lächelnd in den zerwühlten Kissen lag. Von all dem, was er sich zu sprechen vorgenommen hatte, fiel dem dummen, betretenen Peter nun nichts mehr ein, so ergriffen war er, und als er sich über die junge Mutter beugte, ihre schmerzkalte Stirn zu küssen, konnte er nur flüstern: „Ich will jetzt immer gut zu dir sein, Maria." Dann suchten seine Blicke nach dem Kindchen, und schauten forschend auf die gekräuselten Härchen des blanken Schädelchens und auf die winzig kleinen, zusammengeballten Fäustchen herab. „Es ist ein sehr schönes Kind", bestätigten ihm der Arzt und die Schwester.

König—Kardinal—Kapuziner

November! — Der Monat der Selbstbesinnung des Menschen. Wie bei einem mittelalterlichen Totentanz. Der Künstler des Mittelalters führt alle vor den Tod, den König wie den Bettler. Diese drei K — König, Kardinal, Kapuziner —, eine Dreiheit im Leben, in Welt und Kirche; eine Einheit am Ende des irdischen Seins.

Im Herzen Spaniens liegt die berühmteste Gruft von Königen. Es war ein Erlebnis für den Erdenrund, als 1556 Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, die Krone niederlegte, um sich in ein abgelegenes spanisches Kloster zurückzuziehen. Gemäß dem Willen seines Vaters errichtete Philipp II. von Spanien den Escorial, in dem die Königsgruft ist. Ein eigenartiges Bauwerk. Halb Palast, halb Kloster. Ein gewaltiger Bau mit einer Gesamtlänge aller Gänge von 160 Kilometer. Das Ganze herb und streng. Kein einziges Ornament an der Außenfront mit ihren 1111 Fenstern. Der weißgraue Granit paßt in das öde Guadarrama-Gebirge hinein. Das Ganze, der Ausdruck der inneren Seele Philipps II. Das Zimmer, von dem aus er über eine Welt gebot, sollte eine Klosterzelle sein. So

war es sein Wille. Wer dasselbe gesehen hat, ist erschüttert ob der Enge. Der irdische Herrscher wollte dem himmlischen Herrscher immer nahe sein. Von seinem Zimmer aus konnte er durch ein Holzgitter auf den Hochaltar unten in der Kirche sehen, auf diesen König unter 44 anderen Altären.

Ein Kenner — C. Justi — hat gesagt: „Der Escorial ist ein Beispiel, was der Wille vermag und was er nicht vermag". Die feine schmale Hand des Königs, die selbst die Pläne zum Escorial entwarf, gebot über das Gold der neuentdeckten Welt. Diese Hände, wie sie in der Bronzefigur Philipps in einer Nische über dem Hochaltar erscheinen, straff nach oben gerichtet, spiegeln die wahre Seele des Herrschers wieder. Diese sprechen zu uns wie der Weise des Alten Testamentes: „Alles ist eitel". Und wie Spaniens große Heilige, Theresia: „Gott nur genüget".

Genau unter dem Hochaltar liegt die Königsgruft, tief in der Erde. Ein Achteck von nur zehn Meter Durchmesser. Elf Könige und neun Königinnen sind hier beigesetzt. Ein Sarkophag ist wie der andere. Vier Nischenreihen übereinander. — Karl V. ruht hier und Philipp II. Auch für Alfons XIII ist die Nische schon bestimmt. Wie kalt sind doch die Elemente der Königsgruft: der schwarze Marmor und das Gold. Wahrlich, der Erbauer des Escorial hat recht. Eine Inschrift vor der Königsgruft kündet dem König wie dem kleinen Bürger, der hierhin hinabsteigt: „Alles ist eitel; auch die Schätze und Reichtümer dieser Welt. Alles schwindet dahin wie ein Schatten".

*

In Rom ist ein berühmtes Kapuzinerkloster. Unter der Kirche ein langer Gang mit Kapellen, in denen viertausend Kapuziner beigesetzt sind. Die Gebeine der Mönche bilden die Wandfüllungen. Aus Menschenknochen hat man alle möglichen Ornamente gebildet. Hier und dort aufrecht — größer als das wirkliche Leben — ein vollständiges Skelett, manchmal auch angetan mit der braunen Kutte. Dazwischen ein Band von Menschenschädeln. In einer Nische sind vier offene Gräber. Stirbt ein Kapuziner, dann wird er dort beigesetzt. Sein Vorgänger gibt seine Gebeine her zu irgendeiner neuen Dekoration. Sie ruhen auf Erde aus Jerusalem. Ihre Hoffnung ist das himmlische Jerusalem. Ihr Trost das Gebet ihrer überlebenden Brüder: „Herr gib ihm die ewige Ruhe!"

Zu Allerseelen pilgert das römische Volk dorthin und erlebt das Geheimnis von Leben und Tod. Auf den Leuchtern aus Menschengebein flimmern die Kerzen, wie wenn das flackernde Licht mit den Menschen bebend betet: „Das ewige Licht leuchte ihnen!"

An einem goldigen Herbsttag stieg ich aus der Gruft wieder heraus. Die letzte Sonntagsmesse. Ein Kapuziner auf der Kanzel. Er bedarf nicht der Geste des Italieners. Sein Thema ist groß genug. Er predigt über den Tod. Ergreifend an dieser Stätte. Jeder seiner Zuhörer weiß, daß er über 4000 Totenschädeln steht. Unter der Kanzel sitzt eine Amme. An ihrer Brust trinkt ein junges Menschenkind. Ein echt südländisches Bild. Leben und Tod, wie nahe seid ihr beieinander!

Die Predigt ist zu Ende. Ich gehe hinaus. Mich blendet fast die Mittagssonne am tiefblauen Himmel. Du, dunkle Erdentiefe, und du, hohe Sonne, wie nahe wohnt ihr beieinander mit eurer Macht! Wer löst das Rätsel des Lebens? Der über euch ist: der Vater im Himmel. Nur einige Schritte weiter vom Kloster der Kapuziner, und ich bin auf der Piazza Barberini. Acht Straßen Roms vereinigen sich hier. — Leben und Tod, wie nahe seid ihr beieinander.

Und wieder einige Schritte weiter. Da stehe ich vor dem Palazzo Barberini. Nach dem Vatikan ist es der größte Palast der Ewigen Stadt. Im gleichen Jahre — 1624 —, da der Papst Urban VIII. diesen Palast erbauen ließ, errichtete sein Zwillingsbruder, der Kardinal Barberini, jenes Kapuzinerkloster. Und wo heute viertausend arme Mönche ruhen, ruht auch der reiche Kardinal. Seine Grabinschrift lautet: „Hier liegt Staub, Asche und Nichts".

König — Kardinal — Kapuziner, wie nahe seid ihr beieinander!

Charleston—Black Bottom Hibi-Dschibi

Charleston her, Jazzband hin; man tanzt nicht ausschließlich des Tanzes willen. Die Freude am Menschen, dem man aus Fügung des Dancing-Schicksals begegnet hat, spielt ihre Partie mit, die aufrichtige Freude am aufrichtigen Weibe, die ihre Gefühle nicht für ihre offiziellen Empfangstage konserviert, und die ihre Worte ebensowenig, wie ihre Diener in Livree steckt.

Leider aber meldet Tyrann Charleston seine An- und Einsprüche an. Die Freude am Menschen?! Nein, Charleston legt sein Veto ein. Sentimente haben abgebaut zu werden!

Ein letzter Versuch wird noch gemacht, um eine Synthese zwischen Negerseele, so wie sie der kleine Europäer versteht und Dancing-Romantik herauszubringen.

Charleston heult: „Alles oder nichts!" Erschrocken stoben zarte Gedanken auseinander; keimende Gefühle werden unter vier Füßen, mit Charleston-Effekten multipliziert, zerschmettert.

Und so werden wir Zeugen des vollen Sieges des Negers, in seiner Europaprojektion. Kaum ein Menschenalter verging, seit ihn Lincoln befreit hat, und die weiße Rasse der alten Welt wurde ihm bereits zum Sklaven. Er erteilt seine Befehle in Jazz und die Weißen Europas gehorchen in Charleston. Besessen von einer höllischen Ekstase, begreifen diese Sklaven den Sinn der Befehle ihrer Herren nicht mehr. Wie wenn ein unheimlicher Gott dort oben, über dem Luster stünde, mit einer gewaltigen Peitsche, die er der Hand des Teufels entwand... Romantisches, Menschliches finden da keine Gnade. Charleston! Charleston!! Nichts, nichts, nichts als Cha—rles—ton!!!

Aber auch ihn ereilte das Schicksal der Fanatiker: Charleston hat sich ad absurdum gejagt. Das weiße Amerika lehnt ihn ab, die Neger verleugnen ihn, hat doch ihre Fisk-University eigens eine Gruppe, die „Fisk Jubilee Spirituals", nach Europa entsandt, um die feinen „Spirituals", diese ins Erotische gesteigerten Wolgalieder in den Hauptstädten der alten Welt vorzutragen und zu beweisen, daß der Neger nicht Ursache, sondern Opfer des Jazz und Charleston ist.

Und so wurde Charleston gezwungen, den strategischen Rückzug anzutreten. Aber der urwilde Papa Charleston bringt in seinem schwächlichen Söhnchen Black Bottom die Hauptzüge seines Charakters zum Fortleben. Spuren einer Ekstase, die ihren Ausdruck in der Deformierung lebenswichtiger Körperteile findet. Ein Versuch, einen hygienischen Charleston zu konstruieren, den Wahnsinn in ein Tanzsystem zu bringen, ein Versuch, der in eine Halbheit ausläuft, in ein Mittelding, das weder Tanz noch Tollwut ist. Auch Black Bottoms Schicksal ist also besiegelt, denn auch im Dancing heißt es, Farbe zu bekennen. Eine reinliche Scheidung der Beine wird kommen, die Charleston-Beine werden ihre Instinkte auszuleben versuchen, koste es, was es wolle, an moralischen, ästhetischen und orthopädischen Werten.

Das verrückte Momentbild der nächsten Zukunft ist Hibi-Dschibi, ein Indianertanz, der allerdings dort unten aus der Mode gekommen ist, weil ihm der tiefere Sinn genommen wurde. Hibi-Dschibi wurde nämlich von den Zauberern des Osage-Stammes ausgeführt, ein heiliger Tanz, mit dem die Opferung eines Mannes eingeleitet wurde...

— Hibi-Dschibi ist der Charleston der nächsten Zukunft. — Großartige Aussichten!

Merkworte:

Der Mensch ist schließlich das, wofür er sich in sich entscheidet. Entscheidet er sich für seine Oberfläche, so ist er oberflächlich. Entscheidet er sich für seine Tiefe, so ist er tief.

*

Die Wirklichkeit ist wie ein Wasser, das eilig glitzernd dahinfließt über die Steine des Grundes, die uralt daliegen und seine gläserne Flut bunt und beharrlich durchleuchten.

*

Der Schlag des Todes zerstäubt den ganzen Plunder von unseren Torheiten. Dies fällt mir oft so warm aufs Herz, daß ich nichts lernen möchte, als worauf ich in der anderen Welt fortbauen kann.

*

Man braucht zuweilen tieftiefe Einsamkeit, um sich des Innersten seiner Seele wieder bewußt zu werden — des Erblühens und Reifens verborgener Gründe in heimlichster Stille.

*

Nächstenliebe lebt mit tausend Seelen, Egoismus mit einer einzigen, — und die ist erbärmlich.

*

Wenn ich nur weiß, was ich will, so bin ich ziemlich phlegmatisch dagegen, was die Welt mit mir will.

*

Das Froheste und Herrlichste ist ein Lebensweg voll zielbewußter Kräfteanspannung, voll beglückender Pflichten, voll aufbaufroher Arbeit!